

„Vermarktung fränkischer Kultur – Chancen und Risiken“ war das Thema des 35. Fränkischen Seminars im Herbst des vergangenen Jahres in Rügheim, und dieses Heft enthält Referate, die auf dem Seminar vorgetragen und diskutiert worden sind.

Angereichert wird der Themenkreis durch zwei weitere Beiträge: Heinrich Sindel, Initiator und Organisator der Bürgerinitiative „Artenreiches Land – Lebenswerte Stadt“ in Feuchtwangen stellt hier seine Gedanken und Taten vor. Die Abhandlung von Ingrid Schnurz „Schlemmereien frisch vom Bauernhof“ zeigt beispielhaft auf, was fränkische Bauern und Gastronomen unternehmen, um sich in einem ausweitenden Bemühen um zahlungskräftige Touristen zu behaupten.

Wie Franken liebenswerter gestaltet werden kann – durch die Kultur der fränkischen Bauerngärten nämlich – führt uns Godehard Schramms Buchbesprechung vor.

Aus aktuellem Anlaß sind die Beiträge von Winfried Rombach „Die Schlacht von Würzburg 1796“ und vom Marcus Pöhlmann „Das Ansbacher Memoire des Grafen Montgelas“ aufgenommen – jähren sich doch die beiden für Franken so bedeutsamen Ereignisse in diesen Wochen zum 200sten Male.

Walther Könenkamps Hinweis auf „Franken und Böhmen“ darf als Einstimmung zum diesjährigen Fränkischen Seminar in Schney gelten – und damit rundet sich der Kreis.

R. E.

Aufsätze

Thomas Gunzelmann

Die Vermarktung des „Fränkischen“ in Architektur und Ortsgestaltung

Wenn auch der Titel dieses Referates auf den ersten Blick durchschaubar erscheint, so sind doch eingangs einige Grundbegriffe näher zu beleuchten. Zunächst muß man sich die Frage stellen, was meint eigentlich „Vermarktung“ im Zusammenhang mit Architektur und Ortsgestaltung. Der Begriff „Vermarktung“ ist ja weniger ein Fachterminus der Wirtschaft oder der Wirtschaftswissenschaften, wo er, wenn er schon einmal verwendet wird, wertfrei gesehen, das Auf-den-Markt-Bringen verbrauchsfertig gemachter

Güter bedeutet. Vielmehr ist der Begriff Bestandteil der allgemeinen Umgangssprache geworden. In diesem sprachlichen Umfeld meint er, etwas zu einem Objekt des Marktes machen, den Gesetzen von Angebot und Nachfrage unterwerfen, das ursprünglich nicht in erster Linie dazu vorgesehen war. Das „Vermarkten“ von Literatur kann hier als Beispiel herangezogen werden. Das Schreiben von Büchern ist ursprünglich keine Tätigkeit, die zuerst und immer mit Verkaufen zu tun hat, schließlich aber muß auch Litera-

tur unter die Leute gebracht werden, sei es nur um das materielle Überleben der Schriftsteller zu sichern. Im weiteren Sinne bedeutet der Begriff also etwas an die Öffentlichkeit zu bringen und ein Geschäft daraus zu machen¹⁾. Dieses Geschäft muß aber nicht nur im Verkaufen bestehen, es genügt schon die öffentliche Darstellung zum Zweck der Werbung für bestimmte Ideen und Ideologien. Oft hat das Wort einen negativen Beiklang gewonnen, gerade im Zusammenhang mit kulturellen Gütern, sei es Literatur, Kunst oder eben auch Architektur.

Nun erhebt sich die Frage, ob Architektur nicht per se schon „Vermarktung“ ist, denn sie ist ja auch immer die öffentliche Zurschaustellung einer Entwurfsidee. In manchen Fällen ist sie auch die steingewordene Äußerung von Marktmacht, man denke an die Bauwerke unserer Geldinstitute von den Hauptsitzen in den Großstädten bis hin zur kleinsten Filiale auf dem Land. In der Vergangenheit war Architektur Baukunst, die den Erfindungsreichtum des Menschen, sein Gefühl für Harmonie, seine Ethik dokumentierte, wie der englische Stararchitekt Richard Rogers meint. Heute unterliegt sie seiner Auffassung nach „...fast ausschließlich kommerziellen Zwängen. Immer mehr Neubauten werden von weit entfernten Firmen im Besitz von Aktionären, die zum örtlichen Gemeinwesen keinen Bezug haben, in Auftrag gegeben, finanziert und errichtet. Neue Bauwerke gelten wenig mehr als Waren, Posten in unternehmerischen Bilanzaufstellungen. Das Streben nach Profit bestimmt ihre Form, Qualität und Funktion“²⁾.

Es mag sein, daß diese Kommerzialisierung und Entfremdung der Architektur im ländlichen Raum Frankens, der im Mittelpunkt dieser Betrachtungen stehen soll, noch nicht so weit gediehen ist, die Ansätze in eine solche Richtung sind auch hier unübersehbar. Die Problematik liegt derzeit bei uns weit eher im unbewußten Verzicht auf den Anspruch nach Harmonie, Ethik und damit auf Qualität, wie er von Bauherren, Architekten und Behörden seit Jahrzehnten praktiziert wird.

Doch diese Überlegungen sollen weiter unten an konkreten Beispielen diskutiert werden, wir müssen uns nunmehr der Frage zuwenden, ob es eine „Fränkische Architektur“, das „Fränkische Dorf“, die „Fränkische Stadt“ überhaupt gibt, oder ob es eher, wie der Titel dieser Betrachtung schon nahelegt, „fränkische“ Elemente in der Architektur und in der Ortsgestaltung gibt.

Für die hohe Baukunst ist eine stammesbezogene Bindung ohnehin abzulehnen, wie an zwei der bedeutendsten fränkischen Bauwerke leicht ersichtlich wird. Der Bamberger Dom, dessen Baumeister wir nicht kennen, hatte Vorbilder in Reims und Laon und strahlte in seiner Wirkung auf die Gestaltung anderer Kirchen weit nach Norden und Osten aus. Hier zeigt sich keine fränkische, sondern eine europäische Dimension.

Der maßgebliche Architekt der Würzburger Residenz, Balthasar Neumann, war von der Abstammung her, obwohl nur wenige Kilometer außerhalb Frankens in Eger geboren, ebenfalls kein Franke. Das Bauwerk selbst, das in dieser Weise vielleicht tatsächlich nur in Mainfranken entstehen konnte, wird, da es Einflüsse der französischen Klassik und des Wiener „Reichsstils“ in sich vereinigt, aber zu einer sehr eigenständigen Haltung gelangt, als „Synthese des europäischen Barock“ bezeichnet, ja sogar mit dem Attribut „Weltarchitektur“ versehen³⁾. Frühzeitig erkannte man, daß die Baukunst in Franken, um den Begriff „fränkische Kunst“ zu vermeiden, „fremde Eindrücke verhältnismäßig schnell ... assimilieren“, aber auch „Europa zurückerrichten“ konnte, „was sie einst von ihm empfangen hatte“⁴⁾. In der hohen Baukunst spezifisch Fränkisches entdecken wollen, führt eher auf die Ebene von Geisteshaltungen als hin zu faßbaren baulichen Ausprägungen.

Damit müssen wir uns also auf die Ebene der Alltagsarchitektur begeben und das auch im Sinne des Themas, denn Vermarktungstendenzen finden fast ausschließlich auf dieser Ebene statt. Wir müssen also die Frage stellen, ob es „fränkische Architektur“ wenigstens im Bereich des alten Bürger- und Bauernhauses gibt.

Die stammeskundlich orientierte Hausforschung⁵⁾, die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden war und zu Beginn unseres Jahrhunderts im Gefolge der Heimatschutzbewegung neuen Auftrieb erhielt, verwendete durchaus die Begriffe „fränkisches Haus“, „fränkisches Gehöft“ und vor allem „fränkisches Fachwerk“. Zwar wandte sich die Hausforschung seit den 20er Jahren allmählich vom Stammesgedanken hin zu kleinräumlich-intensiver Forschung. In der Nazizeit schließlich erlangte die stammesorientierte Forschung unter dem Aspekt „Blut und Boden“ vorherrschende Geltung, ja das Bauernhaus wurde als der „formgewordene Ausdruck deutscher Art und Werkgesinnung“⁶⁾ betrachtet. Auch wenn in den 30er Jahren die starke Differenzierung der Haus- und Hoflandschaften in Franken bereits bekannt war, so behielt man doch die Begriffe „fränkisches Hofanlage“ oder „fränkisches Fachwerkhaus“ in den oftmals an die breite Öffentlichkeit gerichteten Publikationen bei⁷⁾.

Die Vielgestaltigkeit fränkischer Haustypen stellte in einer gesamt-bayerischen Übersicht Torsten Gebhard deutlich heraus. Er beobachtete, daß es „geradezu zum Wesen des unterfränkischen Hauses gehört, atypisch zu sein“⁸⁾. Andererseits erkannte er auch schon, daß die differenzierte oberfränkische Hauslandschaft „im wörtlichen Sinn eine äußerliche“ ist, da in den unterschiedlichsten Haustypen, sei es im obermainischen Fachwerkhaus, im Blockbau des Frankenwaldes, oder im Steinbau des Fichtelgebirges, der Grundriß zumeist identischen Ordnungsprinzipien folgt.

Auch die aktuelle Hausforschung kommt, aufbauend auf eine moderne Bauforschung mit verformungsgerechten Aufmaß, begleitet von archivalischen Untersuchungen, zu solche Ergebnissen. Es gibt eine Vielgestaltigkeit fränkischer Haustypen mit zahlreichen Variationen und Sonderformen, die bedingt sind durch die Siedlungsstruktur, durch die natürlichen Baustoffe, durch das historische Agrarbetriebssystem und durch die Geschichte der im Haus lebenden Menschen selbst⁹⁾. Es existieren auch keine scharfen Grenzen nach außen, eher ein sanftes Hin-

übergleiten in andere Hauslandschaften und breite Überschneidungssäume. Diese Variationsbreite ist jedoch in erster Linie am Außenbau, am Baumaterial und an der Konstruktion festzumachen, die innere Struktur des traditionellen Bauernhauses ist dagegen von hoher Regelmäßigkeit in weiten Teilen Frankens, unabhängig von der sozialen Stellung der Bewohner, aber nicht nur hier, sondern in der ganzen oberdeutschen Hauslandschaft.

Aus den Ergebnissen der modernen Hausforschung kann nur der Schluß gezogen werden, daß es das „fränkische Haus“, das „fränkische Gehöft“ nicht gibt. Wenn es etwas Verbindendes im traditionellen ländlichen Bauen gibt, so ist es die quer erschlossene dreizonige Grundrißstruktur mit Stube und Kammer an der Straßengebelseite, mit Flur und Küche im Mittelteil und Stall am hinteren Giebel. Doch auch hiervon gibt es zahlreiche Ausnahmen und die Regel gilt auch nicht nur in Franken, sondern weit darüber hinaus.

Auch der Fachwerkbau ist keineswegs ausschließlich prägend für Franken. Unsere Region ist nur ein Teil des großen westeuropäischen Fachwerkraumes, der sogar im Osten Frankens erstmals seine Grenzen berührt. Auch gibt es mit den Steinbaulandschaften in Mittelfranken und Oberfranken und mit dem Blockbau in Oberfranken durchaus raumprägende alternative Bauweisen.

Diese hier verkürzt vorgetragenen Erkenntnisse der Hausforschung der letzten Jahrzehnte sind allerdings trotz einer beachtlichen Zahl an Publikationen, trotz des Aufbaus von äußerst publikumswirksamen Freilandmuseen, trotz mancher Filmdokumentation weitgehend spurlos an der breiten Öffentlichkeit vorübergegangen.

Fachwerk ist im öffentlichen Meinungsbild nach wie vor geradezu „der Inbegriff des Fränkischen“¹¹⁾ und des traditionellen Bauens. Häufig begegnet man als Denkmalpfleger dem Ausspruch: „Wos? Mei Haus soll a Denkmal sei? Do is ja gor ka Fachwerk dro.“ Die Konsequenzen dieser Geisteshaltung für landschaftsbezogenes Bauen sollen weiter unten dargestellt werden.

Pommersfelden Neubau- Doppelhäuser

im fränkischen Baustil

z. B.: DHH, 115 qm Wfl., 257
qm Grd. **DM 436 000.-**
DHH, 115 qm Wfl., 357
qm Grd. **DM 454 500.-**

Preise inkl. Erschließungskosten,
eigener Brunnen (1a-Wasserquali-
tät), Baubeginn in Kürze, keine
Käuferprovision. Fordern Sie un-
verbindliches Prospektmaterial an.



- Wohngesunde Baustoffe
- ökologische Bauweise
- fränkischer Baustil

**3 Reihenhäuser in Walsdorf
mit je 135 m² Wohnfläche**



Eckhaus, Grundstück 372 m² DM 449 000.-
Mittelhaus, Grundstück 244 m² DM 399 000.-
Keine zusätzliche Provision!

Abb. 1: „Fränkischer Baustil“ als Werbeaussage in Immobilienanzeigen

Auch gibt es, wie man sowohl der Presse, als auch vielen Gesprächen vor Ort entnehmen kann, immer noch zahlreiche Menschen, die wissen, was der „fränkische Baustil“ oder die „fränkische Bauweise“ oder das „fränkische Haus“ ist. Damit sind wir nun endlich mitten im Thema und wollen uns einer ersten Beispielgruppe der Vermarktung des Fränkischen in der Architektur, ihrer Ursachen und ihrer Zielsetzungen zuwenden.

Wer aufmerksam die Immobilienseiten der fränkischen Tageszeitungen studiert, findet, zwar noch in der großen Masse der Angebote versteckt, immer häufiger Anzeigen, die explizit mit dem „fränkischen“ Charakter des beworbenen Produkts auf Kundenfang gehen. Einige Beispiele mögen dies verdeutlichen. Es fängt schon beim Grundstück an. Da wird ein „Bauplatz mit fränkischer Bebauung im Wallfahrtsort Schlüsselau“ angekündigt, 749 qm für 117 500,-. Sicherlich ist dabei in den Grundstückskosten noch ein Aufschlag für den Standortvorteil der Nähe zur Gnadenstätte beinhaltet. Drei Reihenhäuser in Walsdorf werden mit den Schlagworten „Wohngesunde Baustoffe, ökologische Bauweise, fränkischer Baustil“ beworben, eine

Kombination, die in ihren inneren Beziehungen noch erläutert werden muß. Eine andere Firma wiederum stellt neben ihrer regionalen auch noch ihre europäische Orientierung zur Schau und bietet der werten Kundschaft gleich ein „Quartett“ von Häusern zur Wahl an. Die Wahl fällt jedoch schwer, denn schließlich muß der Kaufwillige sich zwischen dem „Landhausstil“, dem „französischen Stil“, der „Doppelhaushälfte Nostalgie“ und schließlich dem „Typ 4 fränkisch“ entscheiden. Diese Reihe ließe sich beliebig in allen fränkischen Regionen weiter fortsetzen, wir wollen dies jedoch nicht tun, so spannend dies sein könnte, denn an so manchem Gestalter von Immobilienanzeigen ist ein Poet verloren gegangen, wie jeder leidgeprüfte Wohnungs- oder Haussuchende bestätigen kann.

Ein beliebiges dieser Angebote, nämlich „Neubau-Doppelhäuser im fränkischen Baustil“ in Pommersfelden soll kurz näher beleuchtet werden, schon alleine deshalb, um näheres über den „fränkischen Baustil“ als solchen zu erfahren. In der gut gestalteten und ausführlichen Informationsbroschüre versäumt man nicht zunächst auf Pommers-

felden, „ein fränkisches Dorf am Rande des Steigerwaldes“ und seine „über 700jährige Geschichte“ hinzuweisen. Fränkischer Baustil kann eben nur in einer urfränkischen Umgebung entstehen und gedeihen. Falls Sie vorhaben sollten, sich dort einzukaufen, verspricht Ihnen der Prospekt eine „gelungene Kombination aus stilvoller Architektur und qualitätsbewußter Ausführung“. Betont wird der „wunderbare Charme dieser Eigenheime... durch den integrierten Wintergarten, den überdachten Eingang und den Freisitz, sowie die Fenster mit den innenliegenden Sprossen.“ Was kann und darf man aber erwarten und was ist das „Fränkische“ an diesen Doppelhäusern?

Es handelt sich um verhältnismäßig schlichte Baukörper auf annähernd quadratischem Grundriß. Nach der „Erkerites“ der 80er Jahre mit „EBwarzen“, die in unseren Landgemeinden immer noch anhält, ist dies schon fast wohltuend. Trotzdem konnte sich der Baumeister auch hier eine Ausbuchtung auf der Eingangsseite und Einbuchtung auf der Terrassenseite nicht verkneifen. Das im übrigen mit rotgedeckten Betondachsteinen gedeckte, leicht asymmetrische Dach besitzt eine Neigung von immerhin ca. 46°. Es wird geziert von zwei vergleichsweise breiten Gauben. Das Dachwerk wird durch einen Pfettendachstuhl gebildet, damit stellt es sich, wie alle Neubauten, „fränkisch“ oder nicht, außerhalb der Tradition regionaler Bauten, die sämtlich aus dem Sparrendach entwickelte Dachkonstruktionen mit stehendem oder liegenden Stuhl aufweisen, die für auch den Laien leicht am Knick in der Dachhaut über der Traufe erkennbar sind, bedingt durch die sogenannten Aufschieblinge. Die Fenster des Hauses sind in zahlreichen unterschiedlichen Formaten als Fenstertüren, Fenster, Gaubenfenster, Dachschrägenfenster ausgebildet. Insgesamt ein vergleichsweise zurückhaltender Bautyp, der sich jedoch in seinen Grundmerkmalen nur wenig vom Allerwelts-Doppelhaus abhebt.

Stärker als die Konstruktionsmerkmale ähneln sich die Grundrisse ländlicher Haustypen in den Regionen Frankens. Wie sieht es damit bei unserem „fränkischen Doppelhaus“

aus? Wir haben hier den modernen Spargrundriß mit winzigem Flur vor uns, der es nicht erlaubt, ohne Klaustrophobie mehr als drei Gäste auf einmal zu empfangen, das „Treppenhaus“ ist ins Wohnzimmer verlegt. Im Obergeschoß setzt sich dies ähnlich fort. Dies ist nun wirklich auf Raumökonomie hin optimiert und hat mit einem traditionellen Grundriß aus Franken soviel zu tun wie die Hits des „Naabtal-Duos“ mit Oberpfälzer Volksmusik.

Was kann man nun als kleinsten gemeinsamen Nenner festhalten? In der Öffentlichkeit gilt dann bereits ein Haus als im sogenannten „fränkischen Baustil“ erbaut, wenn es eine Dachneigung von 45° (was zumindest bei eingeschossigen Bauten wesentlich zu wenig ist), ein rotes Dach hat und möglichst geringen Dachüberstand an Ort und Traufe aufweist. Darin lassen sich eher verspätete Auswirkungen von Bauübeln aus den 30er Jahren und die spätere zaghafte behördliche Umsetzung entdecken, als eine echte Auseinandersetzung mit regionalen Bautraditionen.

Neben diesen direkten „Vermarktungsangeboten“ ist aber auch im weiteren Sinne auf die „Renaissance des fränkischen Bauens“, die sich mittlerweile recht deutlich abzeichnet, unter den Aspekten der Vermarktung und Kommerzialisierung einzugehen. Seit einigen Jahren beobachtet man immer stärker, wie nach der „Jodelwelle“ im Eigenheimbau, die in den 70er Jahren ganz Deutschland mit vorgefertigten alpenländischen Balkonen und vergleichsweise flachen Dächern überschwemmte, in Franken zaghafte oder deftige Versatzstücke des regionalen Bauens nach „Häuslebauersart“ in das ländliche Einfamilienhaus des üblichen Typs integriert werden. Aufgenagelte oder echte Fachwerkgiebel machten den Anfang. Das Halbwalmdach oder Krüppelwalmdach verbreitete sich in ganz Franken, auch in solchen Teilregionen, in welchen es in der Vergangenheit überhaupt nicht vorkam.

Seit einigen Jahren sind auch komplette Fachwerkhäuser keine Seltenheit mehr. Das Fachwerk-Einfamilienhaus in allen Variationen ist wohl das häufigste Beispiel des modi-



Abb. 2 u. 3: Neubau-Fachwerkhäuser in der Fränkischen Schweiz.

schen regionalen Bauens. Sehr oft findet man dabei Fachwerk nur giebelseitig angebracht, ohne konstruktiv wirksam zu sein, in Formen, die der Bauherr oder der Zimmermann mehr oder weniger gut der älteren Bausubstanz der Umgegend abgeschaut haben. Zuweilen findet man auch Häuser, die weitgehend in konstruktivem Fachwerk ausgeführt sind, mit eben solchen historisierenden Formelementen. Trotzdem sind auch diese Bauten zumeist unehrlich, da heute in einer konventionellen Fachwerkbauweise in normaler Holzstärke und Gefachfüllungen in Leichtmauerwerk die Normen des Wärmeschutzes nicht erfüllt werden können. So sind diese Häuser zumeist zweischalig mit einem inneren Ziegelmauerwerk konstruiert. Es gibt bereits einige Bauunternehmen bzw. Zimmereien, die sich auf solche Bauten spezialisiert haben. So berichtete ein fränkischer Kreisheimatpfleger, der ein Buch über historische Fachwerkbauten veröffentlicht hat, daß Bauwillige mit eben diesem Buch bei den entsprechenden Firmen aufgetaucht seien, um sich ein Haus nach ei-

ner solchen Vorlage errichten zu lassen¹¹⁾. Peinlich wird es vor allem dann, wenn zwar konstruktiv in Fachwerk in handwerklicher Tradition gebaut wird, wenn aber auch dann nicht auf die Accessoires des modischen Einfamilienhauses wie Wachturm und EBwarze verzichtet werden kann. Oder man garniert das Haus mit funktionalen Versatzstücken aus dem historischen ländlichen Bauwesen, wie einem Schopfwalm, unter dem einst ein Rollenkran zum Transport von Lagergut in den Dachboden hing. Nun kann die Hausfrau damit bestenfalls die Kaffeetassen auf dem Balkon transportieren.

Dabei tun sich nicht nur Privatleute hervor. Wie immer sind die Banken architektonisch auf der Höhe der Zeit. Wenn es schon nicht gerade das gesamte Bankgebäude sein kann, so führt man wenigstens das Entree in Fachwerk aus. Auch traditionsbewußte Gemeinderäte und Bürgermeister erstellen gerne Fachwerk-Rathäuser, wenn sie es auch zuweilen mit dem Schutz historischer Bausub-



Abb. 4: Bierzelt der Kulmbacher Bierwoche im „Fachwerktapetenstil“

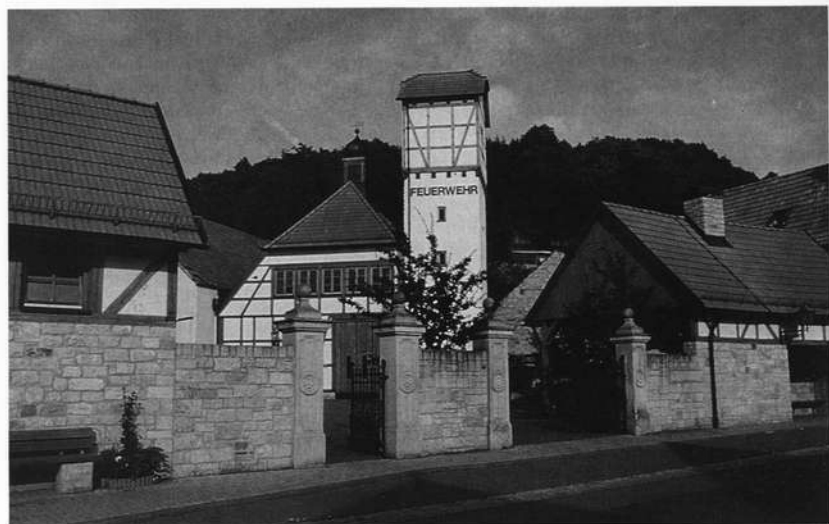


Abb. 5: Dorfzentrum mit Fachwerk-Campanile

stanz nicht ganz so streng nehmen. Sogar Vereine, auch solche, die nicht in erster Linie mit Heimatpflege in Verbindung zu bringen sind, wie zum Beispiel Sportvereine, gönnen sich ihr Fachwerkvereinsheim. Selbstverständlich darf auch das gastronomische Gewerbe nicht fehlen, wie sich durch manches Restaurant- und Hotelprojekt zeigen läßt. Ja, es geht sogar soweit, daß selbst so kurzlebige Bauten wie das Bierzelt der Kulmbacher Bierwoche, wenn schon nicht in Fachwerk errichtet, so doch wenigstens mit einer aufgemalten Fachwerkdekoration versehen sind.

Fast allen dieser Bauten ist jedoch eines gemeinsam: Sie kombinieren traditionelle Baumaterialien und Schmuckelemente, seltener Baukonstruktionen mit modernen Materialien, in bauphysikalischer Sicht oft problematischer Weise. Gerade die Fachwerkbauweise ist handwerklich hoch anspruchsvoll. Holz läßt sich im Grunde nur mit ebenso „lebendigen“ Materialien wie Lehm oder Kalk kombinieren, die das Arbeiten der Fachwerkkonstruktion wenigstens einigermaßen mitmachen können.

Im Grundkonzept lassen sich diese Bauten vom jeweils geltenden Leitbild der Bauaufgabe Einfamilienhaus oder Bankgebäude leiten, insbesondere was Grundriß und städtebauliche Anordnung betrifft. Zuweilen ist es wie das Kramen in der Wundertüte der Freilandmuseen, der Kalender und der Bildbände, die über unsere Region erscheinen. Man zitiert, was (dem Nachbarn) gefällt, ansonsten wird gebaut nach Erfordernis und nach den Möglichkeiten der Handwerker und Baumärkte.

Ähnliche Erscheinungen wie in der Architektur lassen sich auch in der Ortsgestaltung im ländlichen Raum feststellen. Auf den Begriff Städtebau soll an dieser Stelle bewußt verzichtet werden. In vielen Bebauungsplänen finden sich mittlerweile Hinweise auf regionale Bauten. So liest man Sätze wie: „...Ziel des Bebauungsplanes ist der Ausbau eines neuen durchgrünten Wohngebietes mit dem Anspruch der fränkischen Landschaft bzw. Bauweise gerecht zu werden...“¹²⁾. Geht man den Festsetzungen des Bebauungsplanes auf den Grund, so bleibt in aller Regel nur das

naturotete Satteldach mit einer mittelhohen Dachneigung übrig. Ist der Bebauungsplan anspruchsvoll, so fordert er den Verzicht auf „kleinteilige Vorbauten mit runden oder mehrfach gebrochenen Grundrißlinien (Erker)...“. Solche Regelungen dienen oft jedoch nur der Gewissensberuhigung, denn eine Befreiung hiervon ist schnell erteilt. Der Kniestock, der wesentliche Verhinderer traditioneller Hausproportionen und Dachlandschaften, ist in aller Regel erlaubt.

Denkt man jedoch nicht nur in Dachlandschaften und Hausproportionen, so kommt es doch wohl auch darauf an, einem neuen Baugbiet nicht nur hinsichtlich seines Aufrisses, sondern vor allem hinsichtlich seines Grundrisses, der eigentlichen städtebaulichen Gestaltung also, regionalen Charakter zu verleihen. Und hier sieht es ganz düster aus. Obwohl die 80er Jahre im Städtebau als das Jahrzehnt der Wiederentdeckung des öffentlichen Raumes gefeiert wurden, hat sich dies noch nicht bis zur Bauleitplanung im ländlichen Raum durchgesprochen. Nach wie vor werden die Häuser als Inseln auf ihren Parzellen geplant, die Abstandsflächen bestimmen den Städtebau. Die Vorbildfunktion der Dörfer Frankens mit ihren hervorragenden Straßen- und Platzräumen, die sicherlich in wirtschaftlich und sozial völlig anders orientierten Zeiten entstanden sind, wurde bisher nur selten beachtet.

Auch in der Dorferneuerung gab es eine noch nicht weit zurückliegende Phase, in der man glaubte, in der Gestaltung von Dorfzent-

ren auf Versatzstücke zurückgreifen zu müssen. Das an der Stelle eines alten Hofes in die Dorfmitte integrierte neue Dorfzentrum mit Feuerwehrrhaus bekam einen Fachwerk-Campanile, eine „städtebauliche Dominante“ ohne Vorbild in den Dorfbildern der Umgebung.

Wenn nun vom „fränkischen Dorf“ die Rede ist, dann in einem anderen Zusammenhang. Und schon sind wir, im wahrsten Sinne des Wortes, direkt bei der Vermarktung. In Aurach bei Ansbach ist ein „Fränkisches Dorf“ an der Autobahn geplant mit einem Restaurant mit 150 Plätzen, einem bäuerlichen Rastmarkt, einem Hotel mit 80 Betten, einem touristischen Infozentrum und den entsprechenden Parkplätzen auf 2,7 Hektar Fläche. Auch in Langenbach bei Hammelburg ist ein „Fränkisches Dorf an der Autobahn“ in der Diskussion. Hier allerdings sollen sogar 12,2 Hektar Fläche verplant werden. Neben Tankstelle und Vermarktungsständen soll in diesem Dorf, wie es sich gehört, sogar eine Kirche Platz finden, obwohl in Langendorf bereits eine Pfarrkirche und eine Kapelle bestehen. Anschub für diese Pläne ist die recht späte Hinwendung der EU und der Landwirtschaftsverwaltung zur Direktvermarktung, die nunmehr im Rahmen des sogenannten 5b-Topfes Mittel für neue Arbeitsplätze im ländlichen Raum zur Verfügung stellt. Während in Mittelfranken und Unterfranken noch geplant und gebaut wird, ist man in Oberfranken schon weiter, vielleicht deshalb, weil man sich hier auf eine „Farm“ an der Autobahn beschränkt, die allerdings die Ausmaße



Abb. 6: „Frankenfarm“ an der A9 bei Bad Berneck

eines kleineren Schlosses aufweist. In der Nachbarschaft von MacDonalds findet man seit kurzem die „Frankenfarm“, und wie sollte es auch anders sein, in „fränkischer Bauweise“. Die Anlage auf einem halbierten oktogonalen Grundriß gruppiert sich um einen Ehrenhof und zeigt mit einem Satteldach, einem Halbwaldach und einem etwas verdrückten Mansard-Halbwaldach das ganze Spektrum oberfränkischer Dachformen. Selbstverständlich findet man auch hier wieder ein Pfettendach mit Kniestock und mäßiger Dachneigung. Im Sinne des Hauptgedankens dieser Anlage hätte man aber wenigstens einem einheimischen Schreiner den Auftrag erteilen sollen, die Fenster aus oberfränkischem Holz zu bauen und anschließend zu vermarkten. Es kann aber auch sein, daß man die Leistungsfähigkeit der oberfränkischen Plastikfensterindustrie darstellen wollte. Grundsätzlich ist überhaupt nichts gegen den Gedanken der Selbstvermarktung einzuwenden. Nur ist es fraglich, ob es dann in diesem großen Stil sein muß und ob man wirklich nicht in der Lage war, baulich bewußter auf diese Aufgabe zu reagieren, statt sich mit einem Sammelsurium schlecht kopierter Versatzstücke lächerlich zu machen. Wobei diese Lächerlichkeit, und ich komme auf ein Hauptproblem, dem normalen Konsumenten und damit Nutzer dieser Bauten in keiner Weise bewußt wird.

Natürlich sind diese Erscheinungen nicht nur aufs Bauen beschränkt. Man findet sie ebenso bei der Kleidung, in der Ernährung¹³⁾, wo die Regionalküche an Boden gewinnt – nicht umsonst war der Fertiglöbteig in den letzten Jahren ein großer Renner –, in der Sprache, am deutlichsten und unüberhörbar sind sie in der sogenannten volkstümlichen Musik. Diese neue Lust auf leicht verdaubare Heimat bezeichnen die Volkskundler als „Rustikalismus“ oder „Folklorismus“. Im Zeitalter der Datenautobahn, in dem die Welt in den Augen mancher Optimisten zum „globalen Dorf“ zusammenwächst, gewinnt regionale Kultur oder das, was man dafür hält, immer mehr an Bedeutung. Trotz des elektronischen oder besser „virtuellen“ Zusammenrückens werden die sozialen, wirtschaftlichen und ökologischen Prozesse für viele immer un-

durchschaubarer, so daß es geradezu eine Strategie zu sein scheint, mit diesen komplexen Problemen zurechtzukommen, „...indem man als Vertrautheitsstruktur die Korsettstangen des Regionalen einzieht“¹⁴⁾. Nachdem aber die Wurzeln regionaler Kultur in den letzten Jahrzehnten durch den gewaltigen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wandel gekappt wurden, spricht man von diesen „neoregionalen“ Ausdrucksformen als der „Volkskultur aus zweiter Hand“. Sie ist kommerzialisiert und von Politikern instrumentalisiert¹⁵⁾. Ernsthafte Heimatpflege wendet sich, zumeist vergeblich, gegen derartige Auswüchse. Es gibt aber auch Wissenschaftler, die diesem Folklorismus Leben, ja sogar Innovationsfähigkeit und kreative Kraft zubilligen¹⁶⁾.

Nun ist aber die Zuwendung zu kulturellen Ausdrucksformen der Heimat, vor allem auch im Bauen, im Angesicht neuer umwälzender gesellschaftlicher und politischer Entwicklungen nichts Neues. Gerade aus der Wahrnehmung solcher Prozesse wurde die Bewegung des Heimatschutzes vor etwa 100 Jahren geboren. Seit dieser frühen Phase ist das Interesse am landschaftsgebundenen Bauen in einer Art Wellenbewegung bis in unsere Zeiten gekommen. Nach der Analyse eines zeitgenössischen Beobachters haben sich in den letzten hundert Jahren der Architekturgeschichte funktionale, die Entwicklung der Zivilisation akzeptierende und romantische, zivilisationskritische Tendenzen immer wieder abgelöst¹⁷⁾. Diese wechselnden Tendenzen können hier nur im groben nachgezeichnet werden. Der „Heimatschutz“ als bürgerlich-konservative, auch national gesinnte Bewegung entwickelte sich kurz nach der Jahrhundertwende zu einem breiten „Sammelbecken reformerischer Initiativen“¹⁸⁾. Zu diesen Reformbestrebungen zählte auch die Propagierung des landschaftsgebundenen Bauens.

Rückblickend auf die 20er Jahre nahm man lange Zeit nur den umstürzenden Aufbruch der Moderne wahr. Erst in jüngster Zeit tritt immer mehr eine zweite Strömung in den Vordergrund, die man zeitgenössisch abfällig die „Schmittthenerie“ nannte, die heute aber

sogar als die „stille Moderne“ oder die „traditionelle Moderne“ bezeichnet wird¹⁹⁾. Sie propagierte regionales, landschaftsgebundenes, handwerkliches, aber auch nationales Bauen.

Mit dem Beginn der Nazizeit wurde diese traditionalistische Richtung zur offiziellen Baudoktrin erhoben, allerdings auch in vereinfachender und typisierender Ausprägung.

Dies hat das traditionelle und regionale Bauen auf lange Sicht diskreditiert, wenn auch nach dem Krieg zunächst nach diesen Vorgaben weitergebaut wurde, bis in den mittleren 50er und in den 60er Jahren eine reimportierte, vereinfachte Moderne die Herrschaft übernahm.

Ganz untergegangen ist das regionale Bauen gerade in Bayern und damit auch in Franken sogar in den Zeiten der wildesten Fortschrittsgläubigkeit nie. So versuchte die Zeitschrift „Der Bauberater“, herausgegeben vom Bayerischen Landesverein für Heimatpflege, seit 1930 immer wieder positive Beispiele landschaftsgebundenen Bauens zu publizieren. Bereits in dieser Zeit begann man ein mehrbändiges „Bayerisches Bauernhauswerk“ zu konzipieren, dessen erster Teilband jedoch erst 1960 in einer Zeit erscheinen konnte, in der gerade wieder eine Wellenbewegung regionales und traditionelles Bauen vom Markt gespült hatte²⁰⁾. Für fast zwei Jahrzehnte spielte dann dieses Thema in der öffentlichen Diskussion nur mehr eine geringe Rolle. Erst zu Beginn der 80er Jahre setzte eine erneute Renaissance des landschaftsgebundenen Bauens ein, nunmehr auch unter dem Vorzeichen der Ökologie, aber auch dem der Vermarktung. Jetzt wurde die regionale Baukultur auch im links-alternativen Spektrum hoffähig, während sie seit ihrer Entstehung in der Heimatschutzbewegung fast ausschließlich im konservativen Umfeld propagiert wurde. Zu Beginn der 80er Jahre konnte man Positionen wie folgende lesen: „...Friedensarchitektur ist regionales Bauen, ist ökologische Architektur.

Grundsätzlich müßte sie eine Architektur sein, die nicht die Umwelt vergewaltigt, son-

dern ökologischen Frieden stiftet“²¹⁾. Diese Szene wollte sich nun nicht mehr mit der von ihr selbst geschaffenen Festschreibung „Regionalismus = NS-Erbe“ zufrieden geben.

Aber auch von anderer Seite wurde seit den 80er Jahren landschaftsgebundenes Bauen propagiert. So startete die Baywa eine Kampagne „Landschaftsgerechtes Bauen“. In einer Serie von Heften zu jedem einzelnen bayerischen Regierungsbezirk waren nicht nur inhaltliche Hinweise zur jeweiligen Bau-tradition und ihrer zeitgemäßen Umsetzung zu finden, sondern auch gleich noch ein Katalog von für diese Zwecke besonders geeigneten Baywa-Produkten²²⁾. Zu Beginn der 90er Jahre äußerten sich auch Institutionen, von welchen dies einige Jahre früher nicht unbedingt zu erwarten gewesen wäre, zum regionalen Bauen in Franken, wie die Flurbereinigungs-direktionen, heute Direktionen für ländliche Entwicklung²³⁾ oder der BDA²⁴⁾. Schließlich ist es nunmehr absehbar, daß das bayernweite Bauernhauswerk mit seinen Überlegungen und Hinweisen zur regionalen Baukultur seinen Abschluß findet²⁵⁾.

Ja man kann mittlerweile sogar sagen, wenn in Franken überhaupt eine Diskussion über Architektur stattfindet, die weitere Bevölkerungskreise erreicht, so ist es die Diskussion über das landschaftsgebundene Bauen. Die Ergebnisse dieser Diskussion habe ich in schlaglichtartigen, gewiß auch subjektiven Beispielen vorgeführt.

Wie soll aber heute regionale Architektur, die keine „pseudo-rustikale Kulissenschieberei“²⁶⁾ ist, aussehen? Ich will hier keine Beispiele vorführen, es gibt im Gegensatz zu den bisher gezeigten Fehlgriffen nur sehr wenige anerkannte Beispiele, die immer wieder publiziert werden. Man findet sogar Broschüren mit bayernweiter Zielrichtung, die auf einem einzigen Hausbeispiel basieren. Es geht hier darum, die Bedingungen aufzuzeigen, unter welchen landschaftsgebundenes Bauen nach Ansicht seiner ernsthaften Vertreter heute möglich ist. Es ist klar, daß eine „Rückwendung zu einer gewollt naiven Ursprünglichkeit“ am Ende des 20. Jahrhunderts nicht mehr zum Ziel führt. Auch eine „fibelartige

Rezeptvermittlung²⁷⁾, wie sie lange propagiert wurde und teilweise immer noch als gangbare Möglichkeit gesehen wird, führt nur zur Oberflächendekoration, bestenfalls jedoch zum baujuristischen Regulierungsinstrument, das heute politisch überhaupt nicht mehr zu vertreten ist.

Es sollte daher zu einem Dialog über die regionalen Potentiale von Landschaft und Siedlung kommen, was daraus für zukünftige Aufgaben übernommen werden kann. Dazu gehört zunächst die differenzierte, wissenschaftliche Betrachtung des regionalen Baubestandes in seinen vielfältigen und in Raum und Zeit wandelbaren Formen. Daraus muß eine fachkundige Planung für jede einzelne Aufgabenstellung unter Beachtung der Vorgaben von Landschaft und Siedlung Alternativen entwickeln²⁸⁾. Besonderes Augenmerk ist auf die räumliche Organisation im Grundriß, auf die Wahl der Baumaterialien und auf die konstruktive Gestaltung zu legen. Zuletzt, und nicht zuerst sei die Frage der äußeren Erscheinung zu beachten. Im Endergebnis kann also „...bei der Kompliziertheit der heutigen industriegesellschaftlichen Baufragen eine Fortschreibung der Hauslandschaften nur durch eine fachlich qualifizierte Planung erfolgreich durchgeführt werden...“²⁹⁾.

Schlußendlich ist also „jede Bauherrin oder jeder Bauherr vor die Entscheidung gestellt, ob sie einen wirklichen Beitrag zur Zukunft der europäischen Kulturlandschaften leisten wollen oder nicht...“³⁰⁾ – will im Klartext heißen, welcher qualifizierte Architekt für die Bauaufgabe herangezogen wird.

Hier liegt nun die Schwierigkeit heutigen regionalen Bauens und seiner verschiedenen Ausprägungen. Regionale Baukultur war in der Vergangenheit fast immer „Architektur ohne Architekten“, aus der Sicht der Architekten also „anonyme Architektur“, obwohl der historisch orientierte Hausforscher bisweilen schon den Zimmermeister oder den Maurermeister, der ein Bauern- oder Bürgerhaus erbaute, ausfindig machen kann³¹⁾. Und heute soll also regionales Bauen nur unter Einschaltung qualifizierter Architekten möglich sein, zwangsläufig also eine elitäre Ange-

legenheit werden? Dieser Widerspruch erklärt sich dadurch, daß historische regionale Bausubstanz eben nicht das Ergebnis primär gestalterischer oder auch nur baulicher Überlegungen ist, sondern strukturell abhängig von den naturräumlichen Bedingungen der Region, aber vor allem auch der historischen Wirtschafts- und Sozialstruktur war. Die im Grundrahmen der Knappheit in den Häusern lebenden und arbeitenden Menschen bestimmten also Konstruktion und Gestalt dieser Häuser, indem sie ohne Murren das jeweils geltende Muster, bestenfalls leicht abgeändert, übernahmen.

Demgegenüber steht heute die weitgehende Gestaltungsfreiheit auf allen Ebenen mit unterschiedlichsten und vielfältigsten sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen, die alle regionalen kulturellen Grenzen überschreiten. Weit und breit ist nur ein einziger struktureller Faktor zu erkennen, dessen Übertragung aus der traditionellen in die heutige Baukultur gelingen kann, der der Knappheit. Nur ein ökologisches, auf erneuerbare Baustoffe aus der Region setzendes Bauen nimmt zumindest eine Grundcharakteristik traditionellen Bauens auf. Dies kann aber auch nur in Verbindung mit neuen Techniken, neuen Konstruktionen und damit veränderter Gestalt erfolgen.

Anmerkungen:

- ¹⁾ Zum Begriff „Vermarktung“ vgl. Meyers Enzyklopädisches Lexikon Band 32. Deutsches Wörterbuch O-Z. Mannheim / Wien / Zürich 1981, Brockhaus-Wahrig: deutsches Wörterbuch. Wiesbaden / Stuttgart 1984
- ²⁾ Richard Rogers: Städte für einen kleinen Planeten. In: Arch+ 127/1995, S. 40
- ³⁾ Georg Dehio: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Bayern I: Franken. München / Berlin 1979, hier S. 955, Bernhard Schütz: Fassaden als Weltarchitektur. Die Würzburger Residenz. In: Thomas Korth und Joachim Poeschke: Balthasar Neumann. Kunstgeschichtliche Beiträge zum Jubiläumjahr 1987. München 1987, S. 92–112.
- ⁴⁾ Georg Piltz: Franken. Kunst einer Landschaft. Dresden 1958, S. 8.

- 5) Eine kurze Übersicht der Geschichte der Hausforschung findet sich bei Konrad Bedal: *Historische Hausforschung. Eine Einführung in Arbeitsweise, Begriffe und Literatur*. Bad Windsheim 1993.
- 6) Conrad Scherzer: Die stamm- und landschaftsgebundenen Hausformen in Dorf und Stadt. In: Hans Scherzer (Hg.): *Gau Bayerische Ostmark, Land, Volk und Geschichte*. München 1940.
- 7) Scherzer, Hausformen: (dto.), S. 414, 420.
- 8) Torsten Gebhard: Wegweiser zur Bauernhausforschung in Bayern. *Bayerische Heimatforschung Heft 11*, S. 33. München-Pasing 1957.
- 9) Konrad Bedal: *Bäuerlicher Hausbau in Mittelfranken. Grundformen und Entwicklung vom späten Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert*. In: Helmut Gebhard und Konrad Bedal: *Mittelfranken. Bauernhäuser in Bayern (Band 1)*, S. 47. München 1994; Bertram Popp: *Bäuerlicher Hausbau in Oberfranken*. In: Helmut Gebhard und Bertram Popp: *Oberfranken. Bauernhäuser in Bayern (Band 2)*, S. 56. München 1995.
- 10) Popp, Oberfranken (dto.), S. 58.
- 11) Otto Voit: *Das Fachwerk in der fränkischen Schweiz. – Die Fränkische Schweiz – Landschaft und Kultur. Schriftenreihe des Fränkischen-Schweiz-Vereins (Band 7)*, Erlangen 1991.
- 12) Bebauungsplan dem Verfasser bekannt.
- 13) Konrad Köstlin: *Heimat geht durch den Magen. Oder: Das Maultaschensyndrom – Soul-Food in der Moderne*. In: *Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg* 4/1991, S. 147–164.
- 14) Köstlin, *Heimat* (dto.), S. 150.
- 15) dazu Norbert Schindler: *Spuren in die Geschichte der „anderen“ Zivilisation*. In: Richard von Dühnen und Norbert Schindler (Hg.): *Volkskultur. Zur Wiederkehr des vergessenen Alltags*, S. 70. Frankfurt 1984.
- 16) wie beispielsweise Christoph Daxelmüller: *Heimat. Volkskundliche Anmerkungen zu einem umstrittenen Begriff*. In: *Bayerische Blätter für Volkskunde* 18/1991, S. 223–241.
- 17) Julius Posener: *Architektur und Architekten im 20. Jahrhundert*. In: Julius Posener: *Was Architektur sein kann. Neuere Aufsätze*. Basel, Berlin, Boston, S. 9–22, hier S. 22.
- 18) Werner Hartung: *Konservative Zivilisationskritik und regionale Identität. Am Beispiel der niedersächsischen Heimatbewegung 1895 bis 1919*, S. 43. Hannover 1991.
- 19) Zur Rehabilitation dieser konservativen Architektur vgl. Vittorio Lampugnani und Romana Schneider: *Moderne Architektur in Deutschland 1900 bis 1950. Reform und Tradition. Eine Ausstellung des Deutschen Architektur-Museums*. Stuttgart 1992.
- 20) Heinrich Götzger und Helmut Prechter: *Das Bauernhaus in Bayern. Regierungsbezirk Schwaben. Schwäbische Forschungsgemeinschaft Veröffentlichungen 1*. München 1960.
- 21) Dieter Hoffmann-Axthelm: *Vorwort zum Themenheft „Regionales Bauen“ der Zeitschrift arch+ 72/1983*.
- 22) z. B. Baywa AG (Hg.): *Bauen in Bayern. Oberfranken. Beispiele landschaftsgerechter Bauteile*. München 1983.
- 23) z. B. für Oberfranken: Reg. v. Oberfranken und Flurbereinigungsdirektion Bamberg. *Unser Dorf. Dorferneuerung und ländliches Bauen in Oberfranken*. Bayreuth 1991.
- 24) BDA Bayern (Hg.): *Bauen in Oberfranken. Selbstverständnis einer Region. Vorträge und Diskussion im Schloß Mitwitz bei Kronach am 1. März 1993*. o. O. 1993.
- 25) Herausgeber ist das Bayerische Landwirtschaftsministerium in Verbindung mit dem Bayerischen Landesverein für Heimatpflege. Die Bände *Mittelfranken, Oberfranken und Niederbayern* (vgl. ⁹⁾) sind bereits erschienen, die Bände *Oberpfalz und Unterfranken* stehen vor dem Abschluß.
- 26) Andreas Gottlieb Hempel: *Anonyme Architektur und Ortsbild*. In: BDA Bayern, *Bauen in Oberfranken* (wie ²⁴⁾), S. 17.
- 27) Helmut Gebhard: *Bauberatung*. In: Gebhard und Bedal. *Mittelfranken* (wie ⁹⁾), S. 333.
- 28) einen solchen Versuch machte beispielsweise Roswitha M. Kaiser: *Möglichkeiten und Grenzen von landschaftsgebundenem Bauen, dargestellt am Beispiel des Aachener Umlands*. Diss., Kassel 1988.
- 29) Helmut Gebhard: *Bauberatung*. In: Gebhard und Popp: *Oberfranken* (wie ⁹⁾), S. 353.
- 30) Helmut Gebhard: *Bauberatung*. (wie ²⁹⁾), S. 386.
- 31) Karl-Heinz Betz und Heinz Stark: *Beispiel einer wissenschaftlichen Hausdokumentation und Bauforschung. Bäuerliches Anwesen Neuhäuser Str. 3 in Plech, Landkreis Bayreuth*. In: Gebhard und Popp: *Oberfranken* (wie ⁹⁾), S. 114–126.

Die Vermarktung fränkischer Volksmusik in den Medien

Mein Thema zu diesem 35. Seminar des Frankenbundes „Vermarktung fränkischer Kultur – Chancen und Risiken“ betrifft die Situation der Volksmusik in Franken und deren Vermarktung in den Medien.

Aufgrund meiner jahrzehntelangen Tätigkeit am Studio Nürnberg, heute Studio Franken, des Bayerischen Rundfunks könnte ich es mir nun leicht machen und sagen: „Eine Vermarktung fand nicht statt!“

Da das Thema aber davon ausgeht, daß auch andere Medien beteiligt sind oder sein können, muß ich dazu doch einiges anmerken, zumal in letzter Zeit auch in Franken die Probleme vielschichtiger werden.

Das Studio Nürnberg, wie es damals hieß, wurde nach dem 2. Weltkrieg 1949 wieder ins Leben gerufen, nachdem man schon in den 30er Jahren etwas ähnliches aufzuweisen hatte.

Zu Beginn also, Ende der 40er Jahre, ist der Begriff „Vermarktung“ quasi ein Fremdwort gewesen. In Nürnberg war man froh, überhaupt wieder am allgemeinen Rundfunknetz angeschlossen zu sein. Man machte sich nur Gedanken über die eigenen Probleme. In Sachen Volksmusik zum Beispiel: Wie kann man die täglichen Sendungen füllen? Von den wenigen Gruppen, die schon vor dem Krieg zu Sendungen herangezogen wurden, sind nur Reste übrig geblieben. Man mußte also schnellstens versuchen, neue Gruppen zur Mitarbeit zu gewinnen. War es soweit, wurden Bandaufnahmen im Nürnberger Studio erstellt und auch ausgestrahlt. Auch damals gab es schon Programmzeitschriften – die aber nicht im geringsten mit den heutigen zu vergleichen sind. In den kleinen Kästchen – beinahe anzeigenmäßig – wurden die Sendungen angekündigt. Nach der jeweiligen Sendung folgte dann ein etwas größerer Bericht in der Lokalzeitung über die Mitwirkung der oder jener heimischen Volksmusikgruppe. Aufgrund dieser Veröffentlichung ist die eine oder andere Gruppierung auch schon mal zu einem Fest oder einer Veranstaltung

eingeladen worden. Von dem Entgelt, das der Bayerische Rundfunk damals für Rundfunk für Bandaufnahmen bezahlte, konnten keine großen Sprünge gemacht werden. Es reichte gerade dazu, daß man ein gemeinsames Essen mit Familienangehörigen bestreiten konnte. Und so blieb es auch lange Zeit. Von Vermarktung also keine Spur. Es hat noch bis Mitte der 60er Jahre gedauert, bis erste Anzeichen darauf hindeuteten, daß eine Trendwende sich abzeichnen würde. Immer mehr interessierten sich plötzlich die großen Schallplattenfirmen für heimatliche Klänge. Und Oberbayern, als klassisches Urlaubsland schon immer durch seine vielen Jodler-, Schuhplattler- und Stubenmusikgruppierungen bekannt, war demzufolge auch der Vorreiter.

Die ersten größeren Produktionen wurden in Münchner Studios hergestellt, die sich vorher ausschließlich auf Tanz- und Schlagermusik spezialisiert hatten und nun quasi die Seiten wechselten. Große Werbekampagnen wurden gestartet und in kürzester Zeit wurden Musiktitel mit „heimischem Flair“ zu Ohrwürmern: „Ich kauf mir lieber einen Tirolerhut“ oder „Die Fischerin vom Bodensee“. Wie man sieht, war man bemüht, bereits im Titel schon, als Nebeneffekt sozusagen, schöne und reizvolle Landschaften mit anzupreisen. Eben solche, die damals noch beliebt waren: Mallorca, Gran Canaria und die Malediven waren noch nicht entdeckt. Die ersten großen Erfolge der Plattenfirmen waren Motivation genug weiterzumachen. Und zu den Anstrengungen, Musiktitel an die Kundschaft zu bringen, kam noch der Personenkult dazu.

Ein bisher völlig unbekannter schwarzer US-Soldat war auf einmal derjenige, der tagaus, tagein und mehrmals in den Hörfunk- und Fernsehsendungen dem begeistertsten Publikum die Story von dem Tirolerhut nahebrachte. Und wem das noch nicht genügte, der hatte ja noch die Möglichkeit, den Herren per Schallplatte mit nach Hause zu nehmen.